

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 11

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

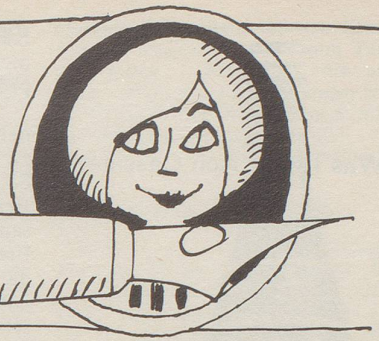
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Alltags-Männer

Da dies ja nur Frauen lesen, braucht es keine Entschuldigung, weil hier etwas so sonntäglich Besonderes wie «Mann» mit dem Wort «Alltag» kombiniert wird. In meinem Fall stimmt es eben mit der Besonderheit. Und auch im Fall unzähliger Hausfrauen, welche sich nicht täglich wie die ausser Haus Berufstätigen in einem mehr oder weniger wilden Rudel von Arbeitskollegen tummeln, im Gewühl von Trampasagieren, Kunden, Patienten und was es sonst noch sein mögen: Männer im Ueberfluss, zum Abgewöhnen sozusagen.

Für die Hausfrau haben Männer (ausser sie sei noch von bereits ausgewachsenen Söhnen umwuchert) Seltenheitswert. Man zelebriert sie. Als gepflegten Alltags-Auftakt das väterlich-kluge «Wort zum Tage» – erster frühmorgendlicher Menschenkontakt mit männlichem Timbre via Aetherwellen (während der Gatte noch tief nestet). Am frühen Vormittag dann ist es der Milchmann mit charmant-österreichischem Akzent. Will man davon profitieren, vergisst man einfach die Milch einzuschreiben. Dann läutet er nämlich und fragt, ob keine Nidle fällig sei. Auch der Pöstler ist freundlich und gutgelaunt. Nicht wegen mir, vermutlich, sondern weil er hie und da im Haus nebenan gerade von junger Hand eine Tasse Kaffee bekommen hat. Aber immerhin. Gelegentlich erscheint – klein, grauhaarig, rotnasig – ein Bettler. Er hat jedesmal Geburtstag, worauf er natürlich einen Batzen bekommt. Die Mietshaustreppe besorgt ein fixangestelltes Unikum von Junggeselle, der alles kann, leider, und deshalb nur auftaucht, wenn andernorts keine interessantere Aufgabe winkt, – ein Schwimmbassin bauen zum Beispiel, ein Badezimmer prächtigst ausplätteln, am Hang überm See ein Grundstück mit Obstbäumen bepflanzen oder eine Hochzeitskirche blumig ausschmücken. Erscheint er aber, gemütlichen Stumpenrauch von sich gebend, geht auch bei Regen die Sonne auf. Man offeriert ihm nach getaner Arbeit eine Scheibe Casata und getraut sich nicht, vor-

zurechnen, wie oft man inzwischen das dreistöckige Treppenhäus selbst «bebeselte», um den andern Hausbewohnern gegenüber seine zigeunernden Gepflogenheiten auszubügeln.

Nun also: ich habe eine Schwäche für die sporadisch erscheinenden Alltags-Männer. Der herb-teerig duftende Heizöl-Lieferant und die vierteljährlich fröhlich pfeifend durchs Haus funktionierenden beiden Fensterputzer gehören auch dazu. Dies mein «Altweibersommer»-Pläsirchen an Adam-Variationen begreife ich als gutes Zeichen für den angetrauten Hauseigenen: Er hat mir die Männer nicht verleidet ...

Ursina

Usanzophobie und Unterschriften-Neurose

Gleichberechtigung von Kundin und Kunde scheint selbst für Grossbanken ein Fremdwort zu sein. Wenn ich vom Konto meines Gatten, notabene auf einer Grossbank am Paradeplatz z'Züri, etwas Sackgeld abheben will, ist das jedesmal ein rituelles sakrosanktes Vorgehen am Schalter, indem die nicht mehr chemikalienfrische Foti und die Unterschrift auf meinem Fahrausweis eingehend geprüft und verglichen wird (bei der ärztlichen Untersuchung komme ich mir nicht so blutt vor ...). Stoisch ertrug ich dieses Prozedere, bis ich einmal zusammen mit meinem Angetrauten die heiligen Hallen betrat, und Zeugin wurde, wie der Schalterbeamte, der meinen Mann weder vorher noch nachher je gesehen hat, demselben mehrere Tausender (bei mir sind's jeweils nur Hunderter) ohne jegliche Kontrolle sofort aushändigte. Seither kribbelt's mir jedesmal, aber ich verklemm's tapfer!

Sehr böse Folgen von Bankusanzanzen musste ich vor etlichen Jahren erleben, als in den ersten Tagen nach dem Tode meiner lieben Mutter der Schalterbeamte der Kantonalbank (Sie wissen, das ist die mit der Staatsgarantie) den Betrag des Sparheftlis, ausgestellt auf den Namen meiner Mutter, ohne weiteres, auf Verlangen meines Vaters auf dessen Sparheft übertrug. Es war dies das sauer verdiente Sondergut

unserer Mutter, das damit uns Kindern vorenthalten wurde. Der umgekehrte Fall ist meines Wissens unmöglich, da beim Ableben des Ehemannes von Gesetzes wegen sämtliche Konti gesperrt werden.

Es ist nicht der Verlust des Erbanteils, der mich veranlasst, diesen Vorfall zu schildern, sondern die Art des Vorgehens eines geldgierigen Menschen, der von Gesetzes wegen die Möglichkeit hat, rechtmässige Erben mit Hilfe der Bank um ihren Anspruch zu prellen. Die nachträglich eingeholte Rechtsauskunft ergab: Die Erben können binnen Monatsfrist bei der zuständigen Behörde am Wohnsitz des Erblassers ein öffentliches Inventar verlangen, das in der Regel binnen zwei Monaten seit dem Tode des Erblassers durchzuführen ist. CH

Briefe aus Kanada

Sie ist Schweizerin, vor vielen Jahren ausgewandert, und lebt auf einer kleinen Insel westlich von Kanada. Für die andern Emigranten und die Indianer dort ist sie so etwas wie eine Gemeindehelferin. In ihren Briefen lässt sie mich teilhaben an einem Leben, das nicht nur räum-

lich weit entfernt ist von der Heimat. Lassen wir sie also erzählen!

«... Unsere Holzhütten haben kleine Fenster, die man nicht aufmachen kann, und bei einem sehr schweren Winter nagelt man sogar Bretter davor. Die Indianer leben streng in Reservaten, nach Stämmen, mit ihrem Chief. Die meisten sind sehr arm, sie schlagen sich als Fischer durch. Sie haben keine weiten Gebiete mehr zum Jagen und leben in ewigem Kampf mit den Weissen, weil sie sich in ihren Rechten benachteiligt fühlen, und zum Teil mit Recht. Sie leben erbärmlich, viele von ihnen noch in Zelten aus buntgefärbtem Leder. Drinnen ist es sehr warm, denn oft wohnen 10 bis 15 Leute in einem Raum. Die Indianer haben keinen Sinn für Möbel. Sie legen eine Decke auf den Fussboden, auch zum Essen sitzen sie dort, den Topf in die Mitte gestellt. – Ich helfe den Leuten hier, so gut ich kann. Es ist eine wahre Wohltat, dass eine Bekannte aus der Schweiz immer wieder Kleider sammelt und schickt, ich wüsste sonst nicht, wie ich all den Bedürftigen helfen sollte, Weissen und Braunen.

... Bei uns werden die Zeiten



«... und zu all diesen Sorgen hinzu kommt, dass ich mich von allen meinen hundertsiebenunddreissig Haremsdamen unverstanden fühle.»

Was ist wertvoll ist Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **OVA**-Produkt

immer schwerer. Auch wenn man so primitiv lebt wie wir – man muss doch manches kaufen, und wegen den vielen Streiks steigen die Preise ungeheuer. Bücher sind hier viel teurer als auf dem Festland, wir können uns keine leisten. Wir haben grossen Lesehunger.

... Vielen Dank für das Schicken von Büchern, ich habe so viel Freude damit. Es gibt unter den Emigranten ja auch Leute, deren Bildung dem Leben, das sie hier führen müssen, nicht entspricht. Das Dasein in einem Camp, wo man ja die meisten hineinsteckt, ist schwer, auch moralisch. Sie sind völlig abgetrennt von allem Kulturleben, und wenn ich da manchmal ein Buch leihen kann, so sind sie glücklich. Die grossen Firmen bezahlen sie, aber alles andere gilt nichts.

... Momentan streiken die Spitäler. Niemand wird angenommen, und die schwerkranken Patienten mussten anderswohin transportiert werden. Nicht einmal die Fährboote kommen zur Insel, überall ist Streik.

... Die ganze Siedlung hat Grippe, und ich koche den ganzen Tag in einem grossen Topf über dem Feuer Tee für meine Patienten. Natürlich ohne Zucker, den können wir uns nicht leisten. Wir hatten ein schlechtes Jahr,

Kälte und Regen bis 17. Juli, nichts wuchs. Und die Indianerprobleme werden grösser.

... An ein gemeinsames Weihnachtsfest war dieses Jahr nicht zu denken wegen Eis und Sturm. So machte eben ich mich auf Beine und Boot, um allen Einsamen und Müden ein bisschen Freude zu bringen. Sie warten darauf, und ich darf sie nicht enttäuschen, auch wenn es mir schwer fällt, so in Wind und Wetter hinaus zu gehen. Manche Inseln sind kaum zu erreichen, aber das Küstenpatrouillenboot erbarmte sich meiner. Die Rosinenbrötchen waren gefroren, aber in zwei Thermosflaschen hatte ich Kakao bei mir – ein Fest für die Kinder.

... Den Fluss hinunter wird Holz geschleust und dann auf Flössen weiterbefördert. Wir hier haben unseren Profit, denn wenn die Flösse auf dem Meer in heftige Wellen kommen, verlieren sie oft grosse Hölzer. Wenn wir sie erreichen können, holen wir sie als Feuerholz. Allerdings macht Salzwasser Holz schwer wie Eisen, oft ist es eine Plage, es zu bergen.

... Am 17. Februar kam wieder einmal ein Schiff durch Sturm und Schnee und dichten Nebel. Und siehe da – es kam Ihr Weihnachtspäcklein! Allerschönsten Dank für all die Freuden! Solch eine schöne Stofftasche mit Rosen bedruckt habe ich noch nie gesehen. Und wie gut ich sie brauchen kann! Ich hatte immer nur eine alte Plastictasche, die zwar so geht, um auf die kleinen Inseln zu fahren, aber nicht, um mal unter Weissen zu sein.

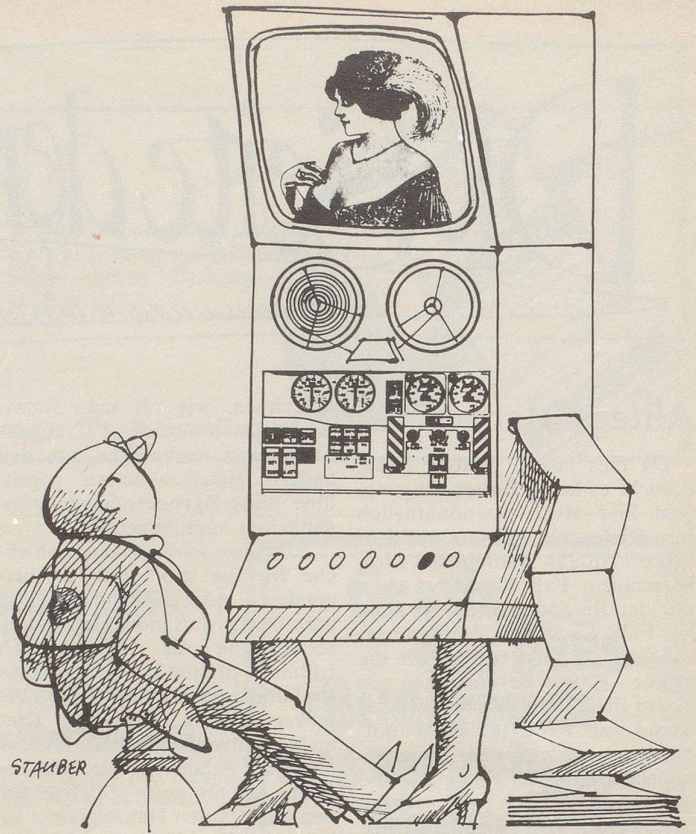
... Unser Winter dieses Jahr ist mehr als schwer: Unendliche Regengüsse, Eis, Schneemassen, dazu sehr hohe Flut, so dass alle Hütten zwei Fuss hoch unter Wasser standen. Dann kam noch ein Orkan und riss die Dächer weg. Hütten, die nicht fest verankert waren, schwammen mit den hohen Wellen weg. Jetzt sind wir am Aufräumen, aber es giesst immer noch. Ueberall sind die Strassen voll Schlamm, dazu gab es Schnee- und Erdlawinen. Mehrere Leute kamen dabei um – und dann legt man sich am Abend hin und denkt an Blumen und Sonne und warmen Kaffee...»

Briefe aus Kanada. Briefe zum Nachdenken. *Annemarie A.*

PS. Vielleicht möchten auch Sie gelesene und nicht mehr gebrauchte Bücher nach Kanada schicken? Hier die Adresse:

Sr. Annemarie Reichenbach,
2475-12. Ave. Port Alberni
V9Y 2V2 British Columbia,
Vancouver Island, Canada.

Für den Versand braucht es keine Formalitäten, und das Porto für Bücher (Seeweg) ist billig. Herzlichen Dank!



Das Tessin einmal anders

11. Januar 1977, Frau Holle schüttelt ihre Betten, macht sie schon Frühlingsputzete? Der Hafer sticht Frau Meyer, Huber, Hauser, jede will doch die erste sein, aber es müssen Tausende von der Frühlingsputzete besessene Hausfrauen sein, die verfrüht ihre Betten ausschütteln. Die weissen Flocken fallen und fallen, decken allmählich alles zu. Freute man sich zuerst, wurden die Gesichter allmählich länger und sorgenvoller. Hier verschwindet ein Bäumlein, dort biegt sich ein Ast, innert ein paar Stunden fragt man sich: Wo stand was? Und weiter fällt die weisse Herrlichkeit vom Himmel. Nachts, in nächster Nähe ein Feuerschein; wo brennt's? Es ist kein Haus, eine Feuerschlange, die sich wild aufbäumt, explosionsartig beleuchtet sie den Tanz der weissen Flocken, ungeheuer schön. Ein Hauptkabel brach unter der Schneelast; bis zum letzten Atemzug spie es seine Feuerkraft aus. Dann Dunkelheit und Wirklichkeit. Wo sind die Kerzen, wo die Taschenlampen? Sie lagen doch immer in jener Schublade – ohne Lichtschein finden wir doch nicht die nötige Telefonnummer; da, wir haben sie, und das Telefon funktioniert. Auch die Stimme, die antwortet, in temperamentvollem Fortissimo: Wir kommen schon, wir wissen nicht, wo zuerst anfassen. Das begriffen wir; wer aber hier wohnt, kennt die Beflissenheit öffentlicher Aemter. Ahnungsvoll bemüht man sich

um den Erhalt des Tiefkühlerinhalts. Die Merliger versenkten ja auch ihre Glocken im See, warum nicht die Esswaren in den Schnee vergraben?

Gedacht, getan. Und weiter fällt es vom Himmel, und weiter bleiben die Zimmer kalt. Als Kinder haben wir im Herbst doch draussen Händöpfel gebraten. Eine Idee, um etwas Warmes in den Magen zu kriegen, wir haben ja ein Cheminée. Das Holz? Eine lange, steile Treppe führt hinunter zum Holzschuppen. Mühsam Tritte gehbar machend, noch mühsamer Holz hinaufschleppend, sich schwindend, nächsten Winter vorsorglicher zu sein und Holz in der Nähe zu haben. Die Lust nach heissem Kaffee ist gross, ob's noch Sprit hat? Ich wollte doch das letzte Mal in der Stadt welchen einkaufen... Und es fällt weiter vom Himmel. Wir wohnen auf der Höhe, schauen auf die schneebedeckte Magadino-Ebene. Wir warten auf ein Lebenszeichen der Welt, doch die Post kommt nicht, weder der Autobus noch der Pösteler fanden den Weg. Stunden vergehen, und die Last des Schnees wird schwerer. Unser Garten hat sich in eine wellige Skipiste verwandelt: Hindernisse bilden nur die abgebrochenen Kamelienäste, umgekippte Mimosen, zerbrochener Ginster, Tannenspitzen, die sich wie Vogel Strauss in den Schnee vergraben. Wir frieren, innen und aussen. Dann, nach langem Warten, geht die Nachricht von Telefon zu Telefon: Sie arbeiten an

den elektrischen Leitungen, das war wie eine Erlösung. Wie abhängig sind wir moderne, verwöhnte Menschen doch! Wohl kaum je schätzten wir ein warmes Zimmer und einen funktionierenden Kochherd wie in jenen Stunden. Vierzehn Tage Abgeschiedenheit vergehen mit «In-sich-gehen», aber ohne ausgehen.

Heute blüht die erste Kamelie, dicht an einer warmen Mauer, und die Tessiner Sonne beginnt dem Winterspuk den Garaus zu machen.

Margrit

Das Bild der heilen Welt

Es hat lange gedauert, bis ich mir selbst die Wahrheit einzugestehen wagte. Wir leben keineswegs in einer heilen Welt. Im Gegenteil, es ist ziemlich vieles krank an unserm Land. Das Gefährlichste ist aber zweifellos die Tatsache, dass ein Grossteil der Schweizer noch immer so tut, als ob alles in Ordnung wäre. Diese Leute sind es, die nötige Massnahmen verhindern, durch welche eine Besserung eingeleitet werden könnte.

Kürzlich war ich mit meiner Schwester zusammen. Wir treffen uns etwa einmal im Jahr zu einem Mittagessen. Sonst sehen wir uns höchstens bei Familienanlässen. Sie hat mir bei unserm Zusammensein vorgeworfen, dass mein Mann kürzlich seinem Aerger mit einigen unfeinen Aeusserungen über Politiker Luft gemacht hat. Sie war dann allerdings noch mehr entsetzt, als sie

merkte, dass ich durchaus der Meinung war, er habe recht, und nur mit Rücksicht auf die damals Anwesenden besser geschwiegen hätte.

Daraufhin musste ich eine Predigt über mich ergehen lassen. Ich hörte aufmerksam zu. Meiner Schwester war es also tatsächlich gelungen, nahezu alle Stereotypen aus der Kinderzeit hinüberzuretten, so die Ansicht, dass es in der Schweiz keine Korruption gebe, oder dass die staatlichen Einrichtungen durchwegs besser als sonst irgendwo auf der Welt funktionierten.

Sie merkte nicht, dass ich mich in keiner Weise mit dem Inhalt ihrer Ausführungen identifizierte, sondern nur fasziniert war von der Tatsache, dass eine fünfzigjährige Frau mir alle Glaubenssätze aus der Kinderzeit unverarbeitet vorbetete. Sie erwartete, dass ich mich anschliesse. Dass ich das auf Grund der eigenen Erfahrungen, die mich zwangsweise wacherüttelt haben, nicht kann und nicht will, ist für sie nur ein Zeichen von Verstocktheit. Ich sass also da und kaute an der alten Frage: Meine Schwester lebt relativ glücklich in ihrer Vorstellungswelt. Sie muss nicht viel denken. Sie hat für ziemlich alle auftauchenden Lebensprobleme fertige Antworten bereit. Die Frage, ob diese auch richtig seien, berührt sie nicht. Wäre sie nicht überfordert, wenn man sie aus ihrer relativen Sicherheit herausholen würde? Hat überhaupt irgendein

Mensch das Recht, einen andern gewaltsam aufzuwecken?

So hat sie mir von einer Reise in ein Entwicklungsland erzählt, und wie froh sie war, wieder wegzukommen, weil sie den Unterschied zwischen reich und arm nicht ertragen konnte. Es reizte mich, sie auf ähnliche Diskrepanzen in der Schweiz aufmerksam zu machen. Aber davon wollte sie nichts hören. Und ich habe schliesslich wieder geschwiegen.

So wie meine Schwester sind viele Menschen. Sie wollen glauben, dass sie in der besten aller Welten leben. Was nicht in ihr Weltbild passt, nehmen sie einfach nicht zur Kenntnis. An sich tun sie damit nichts Böses, aber letztlich leben sie doch wie ein Mensch, der Krebs hat und lieber zum Kurpfuscher als zum Arzt geht, weil er sich der dringend nötigen Operation nicht unterziehen will. Die Frage bleibt: Ist ein solches Verhalten auf die Dauer nicht lebensgefährlich?

Erika

Echo aus dem Leserkreis

«Der Hausaltar»

Danke, Annemarie! Du hast mir im Nebi Nr. 5 aus dem Herzen gesprochen. Auch ich bin schon mit dem Nebelspalter unter dem Arm auf Besuch gegangen. Nachdem ich es aber zu Hause zum Lesen gemütlicher und ruhiger habe als in einer

fremden Stube, habe ich den Kontakt mit einigen meiner – zum Teil sehr guten – Bekannten, die an ihrem «Hausaltar» mehr hängen als an menschlichen Beziehungen, mit der Zeit aufgegeben. Sollen sie!

Heidi E., Adliswil

Nina und das Gobelinsticken

Liebe Nina, Deine Verurteilung des Gobelinstickens (Nebi Nr. 6) hat mich ganz traurig gemacht. Gewiss, es gibt viele «Damen», die es als «vornehm» betrachten, ein Gobelinstück in der Wohnung zu haben, z. B. eben einen Klingelzug, dessen Daseinsberechtigung ich auch anzweifelte. Da Du offenbar selber niemals einen Gobelinstück hast, weisst Du aber auch nicht, wie schön, ja sogar wie schöpferisch so eine Handarbeit sein kann. Wenn ich nur an die Vielfalt der Farben denke; da gibt es vier bis fünf Grün für ein Blatt, ebenso viele Rosa für eine Blume, die man mit Liebe und Geduld und viel Freude zu einem Ganzen fügen kann.

Es liegt mir ferne, Dir eine Lehre zu erteilen. Aber hast Du schon einmal ein schönes altes, mit Gobelinstück überzogenes Stück, z. B. einen grossen Sessel, in einem ganz modernen Intérieur gesehen? Dieser eine Stuhl kann die ganze Atmosphäre eines Zimmers verändern. Hoffentlich nimmst Du mir meine Offenheit nicht übel, aber es trieb mich einfach zu einer Antwort. Zum Schluss darf ich Dir noch veratzen: Gobelinstück ist nicht «Chrüzlistisch», sondern nur die Hälfte davon.

Deine trotz Deiner Verdammung des «Chrüzlistischen» fröhlich weiter gobelinstickende

Nelly W., Kilchberg

*

Lieber Nebelspalter, seit dreissig Jahren sind wir Abonnenten Deines Blattes. Noch nie haben wir Stellung bezogen zu einem Artikel, mit dem wir nicht einverstanden waren. Jeder kann seine Meinung äussern. Aber auf solch einen gehässigen, verächtlichen und herablassenden Erguss Ihrer «Nina» auf der Seite der Frau (in Nr. 6) über Gobelinstickerei muss ich reagieren.

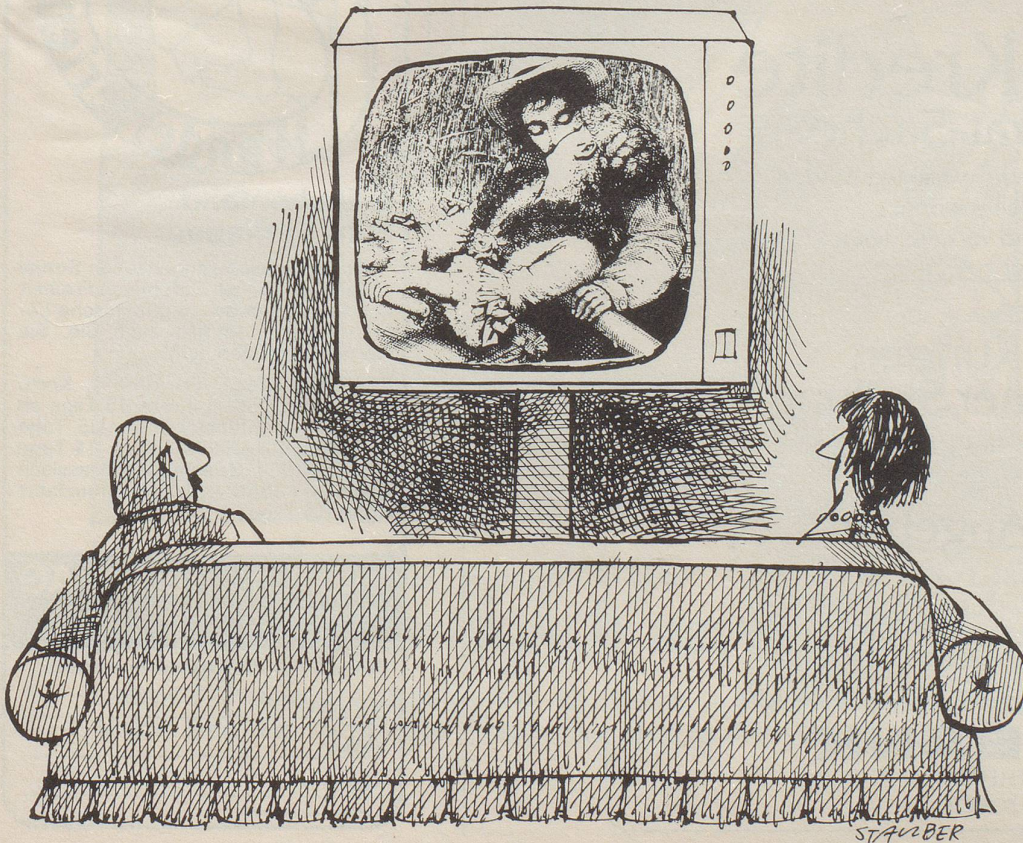
Wenn sie diese nicht mag, tant pis! Aber wenn sie wenn sie schon keinen Sinn und kein Geschick für Gobelinstickerei hat, ist es ein Armutszeugnis, dieses handwerkliche Können als nutzlos zu diffamieren. Gottlob gibt es noch sehr viele Menschen, die ideale Werte anerkennen; die sich mit solchen Handarbeiten von ihrem intellektuellen Stress erholen, die sich und anderen eine Freude bereiten. Alles das, ohne dass dabei ein materieller Gewinn herauschaut!!

Heidi E., Basel

*

Zu meiner Schande sei's gestanden, dass ich in Sachen Gobelinstück wirklich zu wenig «recherchiert» und den Gobelinstück mit dem Chrüzlistisch verwechselt habe. Dank deshalb Margrit aus Montreux, die mir sogar mit einer Zeichnung die Unterschiede erklärt hat! Im übrigen liegt es mir ferne, Sinn und Wert der Handarbeit im allgemeinen zu verdammen.

Nina



STALBER